

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Julius Rößler: Alt-Berlinische Erinnerungen.

Alt-Berlinische Erinnerungen

von Julius Rößler.

Als geborener Berliner kann Verfasser 60 Jahre zurückdenken, und wenn in einsamen Stunden die Gedanken zurückschweifen in die eigene Jugendzeit, dann müssen wir nachdenklich sprechen: „Was hat doch ein halbes Jahrhundert aus der Stadt Berlin gemacht!“ In der Schule wurde uns bei der Heimatkunde gelehrt: Berlin hat 400 000 Einwohner!

Verfasser ist geboren Dorotheenstr. 88, Ecke der Friedrichstr., also in der Nähe der Kranzler-Ecke Unter den Linden, deren Kreuzungspunkt mit der Friedrichstr. schon von jeher der Brennpunkt des gesellschaftlichen Straßenlebens und des internationalen Fremdenverkehrs von Berlin war. Freilich, die Kranzler-Ecke mit der altbekannten Konditorei daselbst ist im Laufe der großstädtischen Entwicklung überflügelt worden — an Raum und Massenverkehr — durch die modernen Cafés Bauer und Victoria an den gegenüberliegenden Ecken; aber es gab früher eine Zeit, wo der wohlhabende Fremde bei Kranzler Eis gespeist haben mußte, sonst wäre der Besuch und die Kenntnis von Berlin nicht vollständig gewesen. Allerdings war dies zu einer Zeit, wo das Speiseeis noch eine besondere Leckerei war und noch nicht an den Straßenecken feilgeboten wurde. Heute dagegen will man uns in der Fremde die Eigenschaft eines Berliners absprechen, wenn wir sagen, daß wir noch niemals im Café Bauer gewesen seien, und man will es gar nicht glauben, daß von 1000 Berlinern noch kaum einer in der pekuniären Lage sei, ähnliche Lokale wie Café Bauer besuchen zu können.

Um die Mitte der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts war noch die Alte Jakobstraße im Südosten der Stadt die äußerste bebaute Straße, und von da an dehnte sich eine weite freie Fläche aus bis zu der Stadtmauer, die im Zuge der heutigen Gitschiner und Skalitzer Straße stand. Mitten durch diese freien Flächen zog sich nur die heutige Dresdener Straße hin, die ehemalige alte Heerstraße nach der Lausitz

und Schlesien. Die Straße war nur teilweise bebaut mit kleinen, alten Häusern; in ihnen wohnten Gärtner und Ackerbürger, von denen das weite Feld innerhalb der Stadtmauer mit Gemüse und Getreide bebaut wurde. Der „alte Fritz“ hatte die Stadtmauer in so weitem Bogen erbauen lassen. Ein Menschenalter nach dem Jahre 1848 hatte genügt, um die Gärtnereien und Getreidefelder mit einem Häusermeer zu überbauen; dem gesteigerten Verkehr mußte die hindernde Stadtmauer weichen, und breite Promenaden zeugen von ihrem ehemaligen Lauf. Ein zweites Menschenalter hat aber die innere und äußere Luisenstadt wiederum ganz verändert und hat daraus den Berliner Messebezirk für Galanterie- und Bronzewaren, Kunstgewerbe und Keramik gemacht; der ehrenwerte Stand der Ackerbürger ist in Berlin aber ganz ausgestorben.

Nach Westen hin mußte man in meiner Jugendzeit über eine halbe Stunde laufen, um Schöneberg und Charlottenburg zu erreichen. Jenes war ein wirkliches Dorf mit Dorfaue und Spritzenhaus, dieses war eine kleine Acker- und Gartenstadt — im Volksmunde Schlorrendorf genannt — wo die wohlhabenden Berliner Sommerwohnung nahmen; beide Orte aber versorgten die Berliner mit Milch. Die Frauen und Mädchen von dort kamen mit kleinen Handwagen oder mit einem Hundegespann früh morgens in die Stadt, um von einem Kunden zum andern zu fahren, und sie nahmen zugleich den Küchenabfall mit zur Fütterung für das Vieh. Diese Milchmädchen mit ihren dreieckigen Kopftüchern waren damals in Berlin typische Straßenfiguren, und in einer Posse: „Das Milchmädchen von Schöneberg“ kam die Soubrette mit einem Hundegespann auf die Bühne gefahren, um schließlich einen reichen Mann zu bekommen. Aber nach einem Menschenalter, da brachten die Mädchen von Schöneberg keine Milch mehr nach Berlin, denn sie waren inzwischen zu Töchtern von Millionären geworden, und sie spielten nun Klavier. Die Potsdamer Eisenbahn und Bauspekulanten hatten mit den Jahren den Bauern von Schöneberg das Ackerland zu horrenden Preisen abgekauft. Ein Handwerksgeselle hatte einst im übermütigen Scherz eine kleine Scholle Land ganz billig gekauft, weil bei einer Teilung niemand diese haben wollte. Als später die Potsdamer Bahn erweitert werden sollte, mußte man dies kleine Stückchen Land absolut haben und es wurde dem glücklichen Besitzer bei dem Verkauf sozusagen mit Talerstücken geplastert. Zwei Brüder hatten das väterliche Bauerngut zu Geld gemacht. Sie hatten den großen Haufen Geld auf den Tisch geschüttet, das Abzählen zur gleichmäßigen Teilung erschien ihnen aber zu langweilig. Sie nahmen daher noch einmal das väterliche Scheffelstreichholz zur Hand und teilten damit das Geld in zwei Teile, denn bei den Hunderttausenden kam es nicht darauf an, ob ein Bruder 100 Taler mehr bekam, als wie der andere! — Und wieder ein Menschenalter später, da ist Schöneberg zur Stadt geworden mit gotischem Rathaus

und Ratskeller. Charlottenburg hat aber nach den letzten Volkszählungen die größte, prozentuale Vermehrung der Einwohnerzahl gehabt, und wenn man heute nach dem Westen am Nollendorf- und Viktoria-Luise-Platz kommt, dann weiß man nicht mehr, wo die Grenzen von Berlin, Schöneberg und Charlottenburg anfangen oder aufhören.

Im Süden der Stadt war die ehemalige Tempelhofer Chaussee, die jetzige Bellealliancestraße, nur bis zur Teltowerstraße bebaut und an Stelle der Kaserne der 1. Garde-Dräger lag die Pferdekoppel und Weide der Tempelhofer Bauern. Wie sich aber die Begriffe über Entfernungen auch mit den Zeiten, Umständen und Verkehrsmitteln ändern, zeigen folgende Beispiele: Als Tivoli, ein für damalige Zeiten großartiges Vergnügungsort mit Rutschbahn usw. auf dem Kreuzberge entstanden war, da wollten die Droschkenkutscher nicht für den einfachen Preis von 5 Sgr. hinausfahren, weil dies eine Tour über Land sei! — Ein alter, etwas umständlicher Herr sagte zuweilen zu Leuten, die ihn am Vormittag besuchen wollten: „Ja, mein Verehrtester, es tut mir leid, aber ich habe jetzt wirklich keine Zeit mehr übrig, denn ich will heute noch verreisen!“ Die Reise des alten Herrn bestand darin, daß er am Nachmittag mit einem Mietswagen nach Tempelhof fuhr, um dort Kaffee zu trinken! Kreideweiß war damals in Tempelhof das einzige Restaurant, wo man einkehren konnte, und dergleichen Lokale wurden „Tabagien“ genannt.

Bekannte Straßenfiguren waren vor 50–60 Jahren die Bücklingsfrauen, die Neunaugenmänner und die Aalmarieken, Fischkonserven gab es damals überhaupt noch nicht, und die Materialwaren-Händler hielten nur den sauren Hering feil als notwendiges Katermittel für junge und alte Trinker. Die geräucherten Fischwaren konnten des schwierigen Landtransportes wegen nur in den kälteren Monaten von der Ostsee gebracht werden, denn eine Eisenbahnverbindung war in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Norden hin nur bis Stettin vorhanden. Abends zogen die Bücklingsfrauen durch die Straßen; sie hatten einen flachen Henkelkorb mit ihrer Ware am Arm und riefen mit weithin gellender Stimme: Bicklinga, Bicklinga! In der Neunaugen-Saison kamen Männer aus der Odergegend; sie trugen ihre marinierten Fische in Holzfäßchen herum und riefen dabei: Neinoogen, Neinoogen, worauf die Straßenjungen mit einem drastischen Reim antworteten, der aber nicht druckfähig ist. Im Herbst kamen uralte Fischerfrauen vom Ostseestrande mit Spickaalen nach Berlin. Sie kutschten meist selbst ihr Gespann; der Wagen war mit einem rostfarbenen Plan von einem Gewebe überspannt, das heute noch die Ostseefischer zu den Segeln ihrer Fangboote verwenden. Am Nachmittage und Abend hielten die Aalmarieken mit ihren Wagen in der Krausenstraße, am Dönhofs-Platz oder in der Klosterstraße vor dem Lagerhause. Es war bekannt, daß sie viel vorschlugen; sie forderten für einen Mittel-Aal 1 Taler! Unser Vater sagte dann:

„Na, Schwiegermutter, Sie wollen wohl heute mit mir scherzen? Ich werde Ihnen acht Gute Groschen (gleich 1 Mark) geben!“ Hierauf kam die Antwort: „Na, denn loop er man immer to Hus bi Muttern, und lat er sick man de Aaltähne uttrecken!“ In dieser gemütlichen Weise ging der Handel weiter, bis der Aal für 10 Gute Groschen oder höchstens 15 Silbergroschen erstanden war. Mit dem Ausbau der Eisenbahnen in den 50er Jahren verschwanden die Bücklingsfrauen und Aalmarieken, und die Verproviantierung Berlins gestaltete sich um zu dem jetzigen Großhandel mit frischen Seefischen. Die Flußfische sind aber trotzdem nicht billiger geworden, sondern viel, viel teurer.

In unserer Jugend kostete ein Schock mittelgroßer Krebse etwa 10 Sgr. und ein Quantum lebender Hechte für circa 15 Sgr. war ausreichend zum Mittagessen in einem Hausstand von 7 Personen.

Ständige Straßenfiguren waren ferner die Wasserträger, die den Hausfrauen das Spreewasser zur großen Wäsche in die Küche brachten, weil das harte Wasser der Hausbrunnen für die Wäsche, die jeder Haushalt noch selbst besorgte, nicht geeignet war. Köpenick hatte damals sein gutes Herz noch nicht entdeckt, mit dem es den heutigen Berliner Hausfrauen die beschwerliche Arbeit der Wäsche abnimmt. Die Wasserträger hatten auf einem Handwagen eine große Wassertonne und zwei kleine Tonnen mit Handgriffen, worin den Hausfrauen das Wasser zugebracht wurde und mit einem Silbergroschen pro Tonne bezahlt werden mußte. Als im Laufe der 50er Jahre die Wasserleitung sich über den größten Teil der Stadt ausdehnte, da hatten die Hausfrauen weiches Wasser in den Küchen; das Geschäft des Wassertragens lohnte nicht mehr, und auch dieser Erwerbszweig ging allmählich ein.

An verschiedenen Stellen des Spreeuferes waren damals am Bollwerk Brunnenrohre eingesenkt, aus denen die Wasserträger ihre Tonnen füllten, und ebenso holten sich die Weißbierbrauer das Wasser zu ihrem Gebräu namentlich aus einem Brunnenrohr, das unterhalb der Jungfernbrücke in der Spree stand. Eine kurze Strecke oberhalb dieser Stelle liegt die Gertraudtenbrücke, und unter dieser Brücke befand sich vor ihrem massiven Neubau in der weit zurückliegenden kanalisationslosen Zeit eine Stätte intimer Andacht. Die Berliner Fama raunte damals von einem Braugeheimnis, demzufolge gerade das Wasser dieses Spreebrunnens zu einer guten, schäumenden Weiße nötig sei! Der Brunnen an der Jungfernbrücke mußte auch eines Tages das Zeitliche segnen, und daher wurde vermutlich die alte Berliner Weiße von dem Bayerischen Bier überflügelt.

Bis zum Jahre 1848 durfte in Berlin auf der Straße nicht geraucht werden, und daher standen vor den belebten Stadttoren „fliegende Zigarrenhändler“. Sie hatten in einem Holzkasten Zigarren, eine kleine Lampe nebst Fidibus, und priesen ihre Ware an mit dem Rufe: „Zigaro,

mit avec die feu!“ (du feu). Der befreiende Märzsturm des Jahres 1848 fegte auch das Rauchverbot hinweg, und als nun die Zigarrenläden wie Pilze aus der Erde schossen, da hatte das letzte Stündlein der fliegenden Zigarrenhändler geschlagen.

Als nach dem Jahre 1848 die Reaktion und das stramme Regiment Hinckeldey in Berlin herrschten, erschien eines Tages plötzlich ein Polizeidekret, wonach vom nächsten Sonntag an alle Verkaufsläden nur bis vormittags 9 Uhr — um welche Zeit damals die Hauptgottesdienste begannen — geöffnet sein sollten. Durch diesen Erlaß eines Hochmächtigen wurde aber durch die Praxis eines kleinen Mannes ein großes Loch gestoßen. Zu jener Zeit wohnte an der Wall- und Grünstraße-Ecke in einem ganz primitiven Laden von nur 10 Fuß im Quadrat ein kleiner Kuchenbäcker, welcher dadurch in Berlin bekannt war, daß er als seine besondere Spezialität ganz kleine Vanillenbretzeln (die heutigen sog. Gnadauer) 24 Stück für 1 Sgr. fertigte. Als dieser Kuchenbäcker nun an dem fraglichen Sonntage absolut kein Geschäft gemacht hatte, erschien er am Montag Morgen mit seinen 7 Kindern an der Hand auf dem Polizeipräsidium und sagte: „Meine Herren! Wenn des Sonntags Nachmittag ein großer Menschenstrom durch die Wallstraße nach dem Potsdamer Tore zu in das Freie zieht, dann mache ich mein Hauptgeschäft und verdiene mehr als in den 6 Wochentagen zusammen. Am gestrigen Sonntage habe ich aber wegen des ganz bürokratischen Polizeidekrets nichts eingenommen. Wollen Sie mich nun gefälligst während der nächsten Woche mit meinen 7 Kindern erhalten?“ Diese drastische Beweisführung hat damals sicherlich viel dazu beigetragen, daß am nächsten Sonntage die Verkaufsläden außer der Kirchenzeit wieder geöffnet sein durften. Man sieht, alles ist schon dagewesen.

Bis in die 20er Jahre vorigen Jahrhunderts wurde nach Gute Groschen gerechnet, von denen 24 Stück auf einen Taler gingen, und dann wurden die Silbergroschen geprägt, 30 Stück auf einen Taler. Die alten Leute rechneten aber noch lange Zeit nach Gute Groschen, man sagte 2 oder 4 Gute kostete die Ware, und wenn man etwas bezweifeln wollte, dann wurde die Redensart gebraucht: „Aber ich bitte Sie um 1000 Achtgroschenstücke, diese Sache kann doch nicht stimmen“. Ein volkstümlicher Gruß ist selbst heute noch: „Prost Neujahr, acht Groschen her!“ Dieses Festhalten an altgewohnten Gebräuchen zeigt sich auch heute noch. Ein Menschenalter ist schon vergangen seit der Einführung des Dezimalsystems mit Kilo, Liter, Mark, aber es wird noch eine zweite Generation von Menschen absterben müssen, ehe das Reden von $\frac{1}{4}$ -Pfund, Scheffeln und Ellen aufhört, oder ehe das Reden von Sechsern, Groschen und Talern verschwindet.

Bis um die Mitte der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts waren die Bürgersteige nur in den Hauptstraßen mit Granitplatten belegt.

Mosaikpflaster kannte man überhaupt noch nicht, und die Nebenstraßen waren mit faustgroßen Granitsteinen gepflastert, auf denen man recht unsicher und beschwerlich einherschritt. Der Grundwasserstand war vor Einrichtung der Kanalisation viel höher, so daß im Frühjahr bei hohem Wasserstande der Spree, die meisten Keller, und im Jahre 1830 sogar der Belle-Alliance-Platz unter Wasser standen. Diese Umstände ließen in jenen Zeiten das kalte Fieber in Berlin grassieren, das jetzt fast ganz verschwunden ist. Die Feuchtigkeit des Erdbodens bewirkte es, daß in den wenig belebten Straßen zwischen den Pflastersteinen der Bürgersteige eine niedrige Grasart lustig wucherte. Auf dieser Tatsache beruht der Ausspruch Wrangels, der im Jahre 1848, bei seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken, bei einer Parade sagte: „Wie traurig sehe ich Berlin wieder! — In den Straßen wächst Gras, die Häuser sind verödet“. Der General wähte, Berlin müsse zu Grunde gehen, weil keine Gardetruppen in der Stadt waren, und mancher möchte selbst heute noch das Jahr 1848 aus der Geschichte Berlins streichen, trotzdem es nicht zu leugnen ist, daß mit dem Tage des 18. März der Aufschwung und der Siegeslauf begonnen hat, der Berlin zu seiner Höhe als Weltstadt führte.

Bis zum Jahre 1870 konnte man die Dorotheenstadt als quartier latin bezeichnen, und das alte, wuchtige Turmgebäude der ehemaligen Sternwarte in der Dorotheenstraße 97 war das weithin sichtbare Wahrzeichen des Stadtteiles. In seinen alten Häusern, die ihren Ursprung meist auf die Entstehung der Dorotheenstadt zurückführten, wohnten die Studenten „möbliert“, und in den Akademischen Bierhallen am Kastanienwäldchen fanden die Jünger der alma mater ihre leibliche Atzung des Mittags für 5 Silbergroschen, wenn die Mittel knapp zugemessen waren. Nach dem französischen Kriege aber, als der Milliardenstrom über Deutschland hereinflutete, da wuchsen statt des Grases — die Stadtbahn, die neuen königlichen Lehrinstitute, die Bankpaläste und die riesenhaften Hotels wie Pilze aus der Erde heraus; sie verdrängten die alten Wohnhäuser samt ihren „möblierten Herren“, und die Studenten zerstreuten sich über die ganze Stadt. Das Aussehen und das Straßenleben des Stadtteils änderte sich von Grund auf, und das Kirchspiel der Neustädtischen Kirche verlor fast die Hälfte seiner Mitglieder. Meine Eltern betrieben in dem Hause Dorotheenstraße 88, Ecke der Friedrichstraße, eine damals in Berlin bekannte Mehl- und Vorkosthandlung, die durch mehr denn 2 Menschenalter bestanden hat. Das Geschäft nährte seinen Mann; wenn aber heute jemand auf die Idee käme, an jener Ecke eine Mehlhandlung betreiben zu wollen, dann könnte er — ganz abgesehen von der horrenden Miete — nicht bestehen, weil in den großen Hotels, in den Staatsgebäuden und Bankpalästen nicht Leute wohnen, die 1 Pfund Mehl, $\frac{1}{4}$ Metze Vogelfutter oder für

1 Silbergroschen Wäscheblau holen. Der gewaltige Menschenstrom von Fremden, der heute durch die Friedrichstraße flutet, hat ganz andere Interessen; er hastet nach dem Stadtbahnhof, und in den Räumen der ehemaligen Mehlhandlung betrachten die Herren englische Modeartikel und die Damen funkelnde Brillanten. Der erwähnte Mehlladen war seinerzeit erleuchtet mit einer Gasflamme (ein sog. Rundbrenner mit 8 Löchern); die Flamme durfte nur bis abends 10 Uhr brennen, und dafür mußte jährlich die Summe von 67 Mark bezahlt werden, ehe die Gasmesser eingeführt wurden. Dreißig Jahre später war in dem entsprechenden Eckladen ein Zigarrengeschäft, und dieses wurde erleuchtet mit 16 Gasflammen für jährlich ca. 1200 Mark. Heute brennen in dem Herren-Garderobengeschäft 70 elektrische Glühlampen, und 15 Bogenlampen erleuchten die großen Schaufenster mit einem Kostenaufwande von über 4000 Mark. Mein Vater benutzte zu seiner Mehlhandlung das ganze Parterre des Hauses mit Laden, Wohnung, Remise, Stallung, und diese Räume waren zu einem Mietswert von 600 Mark abgeschätzt; heute dagegen bringt nach wiederholtem Umbau des Hauses derselbe Quadratraum in Gestalt von 2 Läden und 2 Zimmern über 20 000 Mark Miete!

Von wannen all' diese großen Veränderungen kamen, haben wir oben schon angedeutet. Wie ein schöner, warmer Sommertag war einmal der 18te März heraufgezogen! Tausende von Berlinern aus allen Ständen waren mittags auf dem Schloßplatz versammelt, welche die große, kaum glaubliche Mähr persönlich hören wollten, daß eine Konstitution und alle Forderungen des vorwärts drängenden Volksgeistes von dem Könige bewilligt seien. — Da zuckte in den sonnigen, politischen Himmel Blitzstrahlen, in Gestalt zweier Gewehrschüsse! — Die Nachricht von diesem unglückseligen und — nicht ganz aufgeklärten — Zwischenfall gelangte zwischen zwei und drei Uhr in die Dorotheenstraße durch eine Schar Studenten, die von der Universität hergelaufen kamen. Mit dem Rufe: „Verrat, Verrat! Man hat auf die Bürger geschossen! Waffen, zu den Waffen!“ stürmte die Schar weiter nach der Ballot'schen Turnanstalt in der Dorotheenstraße, um sich der daselbst befindlichen Schläger und Waffen zu bemächtigen. Eine Stunde später wurde eine Barrikade zwischen den Eckhäusern Nr. 87 und 88 erbaut, welche die Friedrichstraße nach den „Linden“ hin abschließen sollte. Ich betrachtete die emsige Arbeit der Leute aus der Nachbarschaft an diesem Bauwerk von Fässern, Brettern, Handwagen, Möbeln und Steinen mit jugendlicher Neugier und mit Staunen, denn als Schulknabe besaß ich noch kein Verständnis von den tiefliegenden Ursachen, die den erwachten Volksgeist mit elementarer Gewalt sich erheben ließen gegen veraltete Staats- und Lebensformen.

Zu jener Zeit stand auf dem Turm der ehemaligen Sternwarte noch ein optischer Telegraph. Dieser war konstruiert nach Art der jetzigen

Eisenbahn-Flügeltelegraphen, hatte aber sechs Flügel, von denen jeder in drei verschiedenen Lagen, rechtwinkelig und spitzwinklig, nach aufwärts und abwärts durch Drahtzüge eingestellt werden konnte. Diese verschiedenen Stellungen der sechs Flügel bedeuteten bestimmte Worte oder Sätze nach der Art der jetzigen Flaggensignale bei der Seeschiffahrt. Die Richtung des Telegraphen ging mit Zwischenstationen nach Potsdam und dann weiter nach der Rheinprovinz.*) Naturgemäß konnte ein solcher Telegraph nur bei klarer Luft Dienste leisten. Der Telegraph, der am 18. März in steter Tätigkeit war, hatte schon am Vormittag fortwährend seine Flügelarme gleichsam wie verzweifelnd über dem Kopf zusammengeschlagen; am Nachmittag wurde er von den Verteidigern der Barrikade außer Tätigkeit gesetzt, damit die Regierung von Potsdam keine Hilfstruppen herbeirufen konnte, denn bei dem klaren, sommerlichen Wetter an diesem Tage wäre dies leicht möglich gewesen. Das große Fernrohr, das zur Beobachtung der nächsten Station diente, brachten einige Männer nach dem Eckhause Dorotheenstraße 87, wo es aus einem Bodenfenster gesteckt wurde und nun wie ein Kanonenrohr aussah. Das Volk handelte also noch mitten in der Vorbereitung zum Kampfe mit Humor und optischer Täuschung, aber damit war die Barrikade doch nicht zu halten. Nachdem den Verteidigern die Munition ausgegangen war, wurde die Barrikade in der Nacht von dem Militär besetzt und dann auch noch beseitigt.

Nach Einführung der elektrischen Telegraphie im Anfange der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde der optische Telegraph ausgeschaltet und nun ist im vergangenen Sommer nach dem Abbruch des altersgrauen, wuchtigen Turmes wieder ein Wahrzeichen von Alt-Berlin dahingesunken.

Ich stand vor kurzer Zeit noch einmal auf dem ehemaligen Reitplatz der Gardes du Corps-Kaserne inmitten des dem Untergange geweihten Akademie-Viertels. Dieser Reitplatz war in meiner Jugendzeit oftmals ein Spielplatz für mich und meine Kameraden gewesen, nun aber hämmerte rings umher die zerstörende Spitzhacke an den vertrauten, alten Gebäuden, und der Spaten grub die Gruben für neue Fundamente! Die Gedanken wanderten 60 Jahre zurück und ein wehmütiges Gefühl beschlich den alten Mann. Aber ich tröste mich mit dem Dichterwort:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Noch einen Blick — dann schritt ich fürbaß, und Unter den Linden sah ich — die neuen Bänke!

*) Das Modell der damaligen Telegraphen-Station in Ehrenbreitstein ist im hiesigen Postmuseum zu sehen. Mit den 6 Flügeln des Telegraphen ließen sich über 4000 Signale geben.

(Ein Teil dieser Erinnerungen, welche Herr J. Rößler für die Brandenburgia 1902 niedergeschrieben, ist bereits durch die Volkszeitung in den Dezember-Nummern 1903 veröffentlicht worden. Die jetzige Veröffentlichung ist aus bestimmten Gründen zehn Jahre lang verschoben worden. E. F.)

Zur Geschichte der Ziegelstrasse in Berlin.

Von Ernst Friedel.

I.

Die Ziegelstraße, eine Querstraße der großen Friedrichstraße, ist bis heutigen Tages keine bedeutende Verkehrsader und kann es auch wohl kaum jemals werden; dennoch spiegelt sich in ihrer Geschichte ein Teil der Entwicklung unserer Reichshauptstadt ab, insbesondere hat sie lange Zeit hindurch in der Entwicklung der Ziegelindustrie eine führende Rolle für Berlin gespielt.

Nachdem im 15. Jahrhundert die landesfürstliche Gewalt, unter Zurückdrängung der auf die Spitze getriebenen bürgerlichen Stadtherrschaft, mehr und mehr zur Geltung gekommen, lag es im Interesse des Kurfürsten, in der Stadt und nahe vor deren Toren einige Bauten aufzuführen und diese mit höfischen Beamten und deren Anhang zu besetzen. So entstanden die Burglehen, die Kurfürst Friedrich II., nachdem er 1451 das neuerbaute Schloß zu Kölln a. d. Spree bezogen, in der Nachbarschaft desselben stiftete, der alte Hof am Mühlendamm, das Hohe Haus (jetzige Lagerhaus an der Klosterstraße), sowie andere Häuser in der Heiligengeist-, Königs- und Poststraße, Schloßfreiheit usw. Dazu kommen insbesondere seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, als die Kurfürsten längst keine Hilfe mehr gegen die unruhigen Berliner und Köllner benötigten, insbesondere in der Spandauer Vorstadt und in der Dorotheenstadt die sogen. Freihäuser*), d. h. Grundstücke auf landesherrlichem Gebiet, die von der städtischen Einquartierungslast, sowie von Grundsteuer befreit waren.

*) Eine recht gute Darstellung gewährt der Aufsatz „Burglehen und Freihäuser“ von E. v. Siefert in Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1912, S. 132 folgd. Mit den Freihäusern, alles verputzte Ziegelbauten, früher über 500, hat die Bautätigkeit zumal in den letzten zehn Jahren gründlich aufgeräumt. An dem Häuschen Oranienburger Str. 80, der Kgl. Hofkammer gehörig, das sich unmittelbar an Schloß Monbijou anlehnt, fand ich kürzlich noch über dem Haupteingang die Bezeichnung „Freihaus“. Aus dem 18. Jahrh. stammend, ist auch dieses ein Ziegelbau mit Abputz.